



## EIN LOB DES MITTAGESSENS GESINE KRÜGER

Prof. Dr. Gesine Krüger hat seit 2003 den Lehrstuhl für Neuere Geschichte/Geschichte Außereuropas am Historischen Seminar der Universität Zürich inne. Zuvor war sie von 2002–03 Gastprofessorin an der Arbeitsstelle Historische Anthropologie des Max-Planck-Instituts für Geschichte an der Universität Erfurt. Prof. Krüger ist Mitherausgeberin und Geschäftsführerin der Zeitschrift *Historische Anthropologie. Kultur – Gesellschaft – Alltag*. Darüber hinaus ist sie Trägerschaftsmitglied des Graduiertenkollegs „Gedächtnis, Körper und Geschlecht. Interdisziplinäre Studien aus der Perspektive der Gender Studies“ an der Universität Zürich. 2009 erscheint ihre Publikation *Schrift – Macht – Alltag: Lesen und Schreiben im kolonialen Südafrika* im Böhlau-Verlag; 2008 ist *„Ich Tarzan“: Affenmenschen und Menschenaffen zwischen Science and Fiction* (gemeinsam mit Ruth Mayer und Marianne Sommer) erschienen. – Adresse: Historisches Seminar, Universität Zürich, Karl-Schmid-Strasse 4, 8006 Zürich, Schweiz. E-Mail: [g.krueger@access.unizh.ch](mailto:g.krueger@access.unizh.ch)

Während meiner Zeit am Wiko konnte ich unter anderem ein älteres Manuskript für die Drucklegung vorbereiten und dabei ist mir ein Dokument in die Hände gefallen, das mir nun in ganz neuem Licht erscheint. Es handelt sich um die nur wenige Regeln umfassende Hausordnung des 1858 in Kapstadt gegründeten Zonnebloem-Colleges, dessen Zweck die Ausbildung afrikanischer Prinzen und einiger weniger Prinzessinnen war. Die Hausordnung besagte Folgendes: „1) staff as well as pupils were to be resident, 2) all inmates without exception were to join in common worship morning and evening, 3) all without exception were to join in common meals, 4) in admission and treatment no regard was to be paid to race or colour.“

Einhundertfünfzig Jahre später und 10.000 Kilometer weiter nördlich, in einer Institution, die zwar nicht für Prinzen gegründet wurde, ihre *inmates* aber so behandelt, hat sich nur wenig geändert. Zwar nimmt der Staff heutzutage Wohnung in der Stadt und an die Stelle des morgendlichen und abendlichen Gottesdienstes ist ein symbolischer Engel getreten, der über allem wacht – *no regard to race or colour*; doch der feste Glaube an verpflichtende gemeinsame Mahlzeiten hat Zeit und Raum unerschütterlich überdauert. So viel spricht gegen das Mittagessen: es unterbricht jeden Tag die Arbeit, es ist zu spät für ein Frühstück und zu früh für ein richtiges Essen, es besteht aus üppigen drei Gängen und lenkt zuverlässig jede Konzentration in unordentlich mäandernde Bahnen um. Daher spricht eben auch alles für das Mittagessen: es strukturiert den Tag durch eine erzwungene Pause, es ersetzt hastig zwischendurch verspeistes Irgendetwas durch ein gepflegtes Mahl (Tablets wurden immer beiseite gestellt!), und es ermöglicht gesellige Konversation, vielfältige Mischung und wahre Interdisziplinarität. Das Mittagessen ist das Herz des Wiko-Tages, seine Mitte. Schon immer hat man sich ja um die Kochtöpfe versammelt und hier wurden sie zehn Monate lang von kundiger Hand gefüllt und auch wieder geleert, ohne dass man selbst dazu beitragen musste, höchstens Wünsche äußern: spezielle Diät, halbe Portionen, keine Paprika. Alles sorgfältig registriert von den realen Wiko-Engeln.

Die tägliche Entscheidung, sich entweder mit anderen zu verabreden oder abzuwarten, mit wem man sich an einem Tisch wiederfinden wird, spiegelt auch die beiden einzig möglichen und sinnvollen Formen der Interdisziplinarität wider: gezielte und geplante Begrenzung oder entgrenzender Zufall des Augenblicks, wobei Zweiteres meist spannender, aber weniger universitätskompatibel ist. Doch dafür gibt es ja das Wiko und das Mittagessen. Während ich am Schreibtisch zur Frage der materiellen Restitution arbeitete, unterhielt ich mich beim Mittagessen über fragmentierte Körper in der griechischen Mythologie, Theater in Sarajewo, den Zusammenhang von Genetik und Oral History, die Frage, warum „sich erinnern“ zunehmend in der Form „etwas erinnern“ benutzt wird, die Zukunft des Strukturalismus und des Publizierens im Internet sowie die Ursprünge des indischen, japanischen und afrikanischen Nationalismus; ferner über die Lage im Nahen Osten, den Unterschied zwischen Männern und Frauen, Wasserpolitik, Theorien der Differenz, Affen, die Frage, ob sich Gedichte reimen sollten, Nikotinsucht, Lateinamerika, Religion und vieles andere mehr. Ist das eine geglückte Interdisziplinarität? Ich denke schon, auch wenn vielleicht keine antragstauglichen Projekte aus diesem teils amüsanten, teils überaus ernsten „unendlichen Gespräch“ (Hannah Arendt) entstanden sind. Es geht um die Form.

Gedanken, Themen und Perspektiven wurden Mittag für Mittag übereinandergelegt und an manchen Stellen scheint Licht durch dieses Palimpsest, an anderen Stellen hat sich etwas verdichtet. In geradezu altmodischer Weise ging es letztlich um Grundfragen der Existenz, um Fragen, die wir uns Studentinnen und Studenten oft mit großer Dringlichkeit stellen, während wir in Gedanken schon zur nächsten Kommissionssitzung eilen: Wer sind wir, woher kommen wir, was soll das alles und wie können wir es erforschen? Die Muße des Mittagessens erlaubte es, dem immer wieder und in unterschiedlicher Kombination der Beteiligten nachzugehen – dringlich, ernsthaft, akademisch, albern und ironisch. Und als vielleicht paradoxer Effekt hat sich für mich über all diesen Gesprächen, deren thematischer Horizont von Algen über Portraitfotografie bis hin zu Vogelgezwitscher reichte, eine lang vermisste Ruhe und Konzentration wieder eingestellt. Selten habe ich mich in zehn Monaten so viel und vielfältig unterhalten und gleichzeitig so viel und fokussiert geschrieben.